

EDWARD LORN

DER KLANG  
BRECHENDER  
THRILLER  
RIPPEN

Aus dem Amerikanischen von Klaus Schmitz

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Sound of Broken Ribs*  
erschien 2017 im Verlag Thunderstorm Books.  
Copyright © 2017 by Edward Lorn

1. Auflage September 2018  
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Arndt Drechsler  
Lektorat: Katrin Holle  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-675-5  
eBook 978-3-86552-676-2

*»I'll tell you all of my fears  
I'll tell you all of my shame  
If you'll just lend me an ear  
That's all I want«*

Jon Gomm, »Everything«

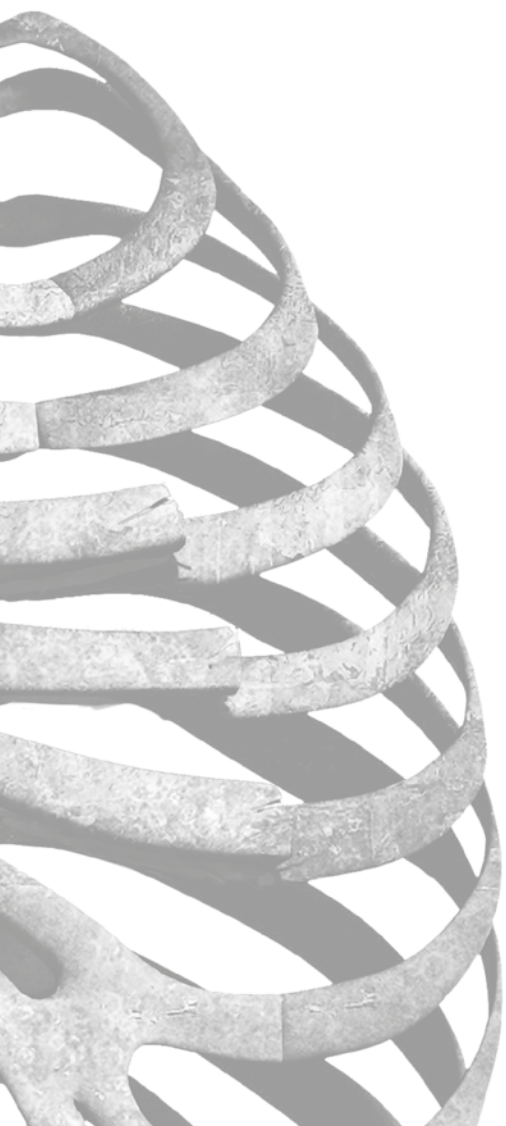
*»Gott, der HERR, schuf aus der Rippe,  
die er vom Mann genommen hatte,  
eine Frau und führte sie dem Manne zu.«*

Die Bibel, diverse Autoren

*»Ich bin keine beschissene Rippe.«*

Die Wahrheit, diverse Frauen





*Dieser Roman ist allen Frauen  
in meinem Leben gewidmet.*

*– E.*



**TEIL 1**

In 45 Minuten würde Lei Duncan um ihr Leben ringen. Doch in diesem Augenblick tippte sie noch nichts ahnend das Wort ENDE.

Sie lehnte sich zurück und streckte die Arme über dem Kopf aus. Ihre Wirbelsäule knackte, so wie ihre Schultern. Sie drückte STRG-S und speicherte die Rohfassung ihres sechsten Romans. Dann schickte sie per Mail eine Kopie an sich und ihren Mann und lud danach das Buch in drei verschiedene Cloud-Speichern hoch. Sicher und geborgen würde das Buch die nächsten drei Monate im Cyberspace verbringen, während sie ihr vorheriges Werk überarbeitete.

Lei klappte den Laptop zu und blickte aus dem Panoramafenster. Die Fliederbüsche überwucherten allmählich die alte Blitzzeiche im Garten. Es hieß immer, dass der Blitz nie zweimal an derselben Stelle einschlug. Lei war da anderer Ansicht. Sie wusste ganz sicher, dass die Eiche hinter dem Haus schon mindestens dreimal getroffen worden war. Mittlerweile war sie mehr Blitzableiter als Baum. Dennoch hatte sie niemals Feuer gefangen. Das war gut. Lei respektierte den Baum dafür, dass er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmerte.

Ihr Kaffee war inzwischen kalt, aber sie trank ihn trotzdem. Schwarz mit einem Würfel Zucker. Ihr Dad hatte ihn immer so getrunken. Ihr Mann Harry konnte keinen Kaffee ertragen, solange er nicht einen halben Liter Kaffeesahne in seinen Becher kippte. Am liebsten war ihm eine kleine Tasse halb und halb.

Lei nahm ihr Handy zur Hand, das neben dem Laptop lag. Sie simste Harry zwei Wörter.

BIN FERTIG!

Die Begeisterung, die aus der Nachricht sprach, teilte ihre Absenderin nicht im Geringsten. Nach der Fertigstellung einer Rohfassung war sie nie glücklich. Das war, als feierte man den Sieg der Weltmeisterschaft bereits nach dem ersten Spiel der Saison. Es waren noch so einige Überarbeitungen fällig. Erst wenn das Buch zu ihrer Zufriedenheit war, würde sie es ihren Beta-Lesern zuschicken, um festzustellen, ob sie ihren Job ordentlich gemacht hatte. Wenn es ihnen gefiel, würde sie noch einmal eine letzte eigene Überarbeitung vornehmen, bevor sie es ihrem Verleger schickte. Danach kam das Lektorieren und schließlich die Prüfung der Druckfahnen, und heilige Scheiße noch eins, hatte sie diese Prozedur satt. Schon darüber nachzudenken ermüdete sie.

Aber sie war eine selbst ernannte Aufmerksamkeits-hure. Das waren die meisten Schriftsteller. Sobald die Rezensionen eintrudelten, in denen sie als das Allerbeste seit der Erfindung batteriebetriebener Vibratoren angepriesen wurde, würde sie endlich entspannen können und die Vorstellung in Betracht ziehen, dass die Schreiberei das alles trotzdem wert war. Am Ende des Tages war die Schriftstellerei nichts anderes als Masturbation – das Streicheln des eigenen Egos. Und diese Masturbation konnte man durchaus in aller Öffentlichkeit betreiben, aber nicht ohne eine Gegenreaktion. Trotzdem, die Vorstellung, dass irgendjemand das Ganze tatsächlich sehen wollte, dass jemand deinen Bemühungen, an dir selbst herumzuspielen, Beifall zollte, war eine eigene, unwiderstehliche Verlockung.



HERZLICHEN GLÜHSTRUMPF!!!, war Harrys Antwort.

Ihr Ehemann war ein Idiot. Ein liebenswerter Idiot, aber dennoch ein Idiot.

»Schwachkopf«, sagte sie in den leeren Raum hinein. Wie bei den meisten Menschen löste sich innerhalb ihrer eigenen vier Wände jegliche politische Korrektheit in Luft auf. Sie simste ihm, dass sie ihn liebte, und streckte sich noch einmal, bevor sie sich zum täglichen Jogging fertig machte.

Belinda Walsh wurde von einem beharrlichen Klopfen an ihrer Haustür geweckt.

Sie schlüpfte in eine Jeans, die sie am Abend zuvor neben das Bett gelegt hatte, und schlurfte wie ein Zombie durch den Flur, noch immer im Halbschlaf.

Gähmend öffnete sie die Tür. Ein Deputy des Sheriffs stand auf ihrer Veranda. Ihr Magen sackte mehrere Stockwerke hinab.

*Dan ist tot. Du lieber Gott, mein Dan ist tot und ich bin eine beschissene Witwe. Was zum Teufel soll ich denn jetzt nur tun?*

»Mrs. Walsh?«

*Ihr Mann ist in einen Unfall verwickelt worden.*

»Ja ... ja, ich bin Belinda Walsh.« Dann fügte sie idiotischerweise hinzu: »Aber alle nennen mich Bee.« Das Lächeln auf ihrem Gesicht war ein nervös zuckendes Etwas – so etwa wie elektrisch aufgeladene Regenwürmer bei der Paarung.

»Ich bedaure, Sie darüber in Kenntnis zu setzen, dass ...«

*... Sie mit zum Leichenschauhaus kommen müssen wegen der Identifizierung.*

»... Sie dieses Haus räumen müssen.«

»Entschuldigung ... was?«

Der Deputy überreichte ihr einen dicken Stapel Papiere, der zu einem langen Rechteck zusammengefaltet war.

»Sie haben bis zum Fünften Zeit, um die Räumlichkeiten zu verlassen.«

»Das muss irgendetwas Fehler sein. Unsere Miete ist pünktlich bezahlt worden, da bin ich mir sicher – Herr im Himmel, das ist doch ein Scherz – *oder etwa nicht?*« Sie beugte sich aus der Tür heraus und blickte nach rechts und links, suchte das Kamerateam und den üblichen Promi-Showmaster. Sie würden »Erwischt!« rufen und alle würden sich vor Lachen krümmen. Ein Heiden Spaß, und jetzt verpisst euch woandershin.

Aber da war kein Kamerateam. Kein Promi-Showmaster. Nur der Streifenwagen des Sheriffs in Schwarz und Gold, der an der Straße parkte.

Dann träumte sie eben. Sie schüttelte den Kopf, versuchte, aus diesem Albtraumszenario zu entkommen.

»Es ist kein Irrtum, Ma'am. Ein Scherz ist es auch nicht. Ihre Miete ist schon sechs Monate überfällig. Sie müssen das Haus verlassen. Sie haben von heute an eine Woche, um alles zu räumen. Das wäre dann der Fünfte. Es steht alles in diesen Papieren. Haben Sie trotzdem noch einen schönen Tag.« Er tippte sich an seinen widerwärtigen Hut und stolzierte mit seinem wichtigtuersischen Arsch die Stufen zu seinem dämlichen Scheißstreifenwagen hinunter.

»*Haben Sie trotzdem noch einen schönen Tag.*«

*Was zum Kuckuck war das für ein Bockmist? Wer sagt denn so etwas, nachdem er einer Frau mitgeteilt hat, dass sie schlagartig obdachlos ist?*

Belinda nahm die zusammengefalteten Papiere mit in die Küche. Sie warf den Packen auf den Esstisch und stellte die Kaffeemaschine an. Anschließend setzte sie sich mit einer vollen Tasse hin, in den heißen Dampf pustend. Einige Minuten lang starrte Belinda den Papierstapel an. Dann holte sie ihr Handy aus dem Schlafzimmer, wo es neben der Lampe auf ihrem Nachttisch zum Aufladen lag.

Keine verpassten Anrufe. Nicht dass sie welche erwartet hätte. Aber worauf sie sich keinen Reim machen konnte, auch wenn es in diesem späten Stadium nicht mehr wirklich zählte: Warum hatte Nancy Flotte – ihre recht betagte Vermieterin – sie nicht angerufen? Dan kümmerte sich um die Rechnungen, aber wenn mit ihrer Mietzahlung irgendetwas nicht stimmte, hätte Nancy doch sicherlich angerufen. Sicher doch.

Sie versuchte, Nancys Nummer mithilfe der Suchfunktion auf ihrem Handy aufzurufen, aber das Gerät setzte sie darüber in Kenntnis, dass es null Ergebnisse für den Namen Nancy gab. Sie versuchte, nach »Flotte« zu suchen, mit demselben Resultat »Keine Ergebnisse«. Belinda scrollte durch ihre gesamten Kontakte – was nicht viele waren, vielleicht 40 Personen aus Familie und Job, Notfallkontakte und dergleichen –, konnte jedoch die Nummer ihrer Vermieterin nicht finden.

Verwirrung ließ sich wie ein fühlbares Gewicht auf ihrer Brust und ihren Schultern nieder – der Vorläufer einer ihrer berüchtigten Panikattacken. Sie nahm einige tiefe Atemzüge, bevor sie die Räumungspapiere von der Tischplatte nahm.

Sie faltete sie auseinander, ihr Kinn hochgereckt und zur Seite gewendet, als ob sich etwas besonders

Widerliches aus dem Stapel schälen könnte. Vielleicht ein Haufen Bullshit.

Sie weigerte sich zu lesen, was auf den dreifach gefalteten Blättern stand. Stattdessen überflog sie den Text auf der Jagd nach Nummern. Sie stieß auf Nancy Flottes Namen, gefolgt von juristischen Floskeln im Sinne von »im Nachfolgenden Vermieter genannt«, und fand in der nächsten Zeile Nancys Adresse und Telefonnummer. Sie tippte die siebenstellige Nummer und drückte auf Wählen. Die elektronische Dame am anderen Ende informierte Belinda darüber, dass eine Vorwahl benötigt wurde, um den Anruf vorzunehmen. Belinda knurrte angesichts ihrer eigenen Dummheit. Die Vorwahl vor der Nummer war offensichtlich eine andere als die ihre. Sie machte dumme Fehler, weil sie verunsichert war. Sie musste sich beruhigen. Es gab eine vollkommen einfache Erklärung für den ganzen Unsinn. Vor sich hin fluchend wählte sie alle zehn Ziffern und lauschte dem Klingeln des Telefons.

»Hallo?«, fragte ihre Vermieterin.

»Nancy?«

»Ja?« Nancys Stimme klang jedenfalls freundlich. Entweder hatte sie Belinda nicht erkannt oder all das war nur ein schrecklicher Witz, in den Nancy nicht eingeweiht war.

»Hier ist Bee.«

»Wer?«, zwitscherte Nancy.

»Belinda Walsh. Aus 1240 Haversham. Mein Mann Dan und ich ...«

»Oh. Sie sind das.« Nancys Tonfall wechselte so Übergangslos von freundlicher Neugier zu verärgelter Abweisung, dass Belinda zunächst keine Antwort einfiel.

*Mein Gott, es ist wahr. Wir werden tatsächlich aus unserem Zuhause geworfen.*

»Nancy, ich bin verwirrt. Ich wurde gerade von einem Deputy des Sheriffs besucht, der mir einen Räumungsbescheid zugestellt hat. Was soll das alles denn?«

»Schön, dass Sie endlich zurückrufen. Trotzdem schade, dass es nötig war, die Behörden einzuschalten, um Sie dazu zu bewegen. Ich habe kein Problem damit, meine Hunde zurückzupfeifen, bildlich gesprochen, solange Sie Ihre ausstehenden Mieten mit Zinsen bezahlen und mir die Kosten für die Räumungsklage erstatten. Ich habe wirklich weder die Zeit noch die Geduld dafür, mir einen neuen Mieter zu suchen. Solange Sie alles wiedergutmachen und Ihre Schulden bezahlen, sehe ich keinen Grund, warum Sie nicht bleiben können.«

»Nancy, ich bin mir sicher, dass die Miete bezahlt ist. Ich habe Quittungen von Ihnen, die mir das bestätigen.«

»Ich bin mir sicher, dass Sie die nicht haben. Ich bin vielleicht alt, Mrs. Walsh, aber ich bin noch bei klarem Verstand. Sie werden mich nicht hinters Licht führen, nur weil Sie glauben, ich sei senil. Selbst wenn ich einen Fehler gemacht hätte, wäre das meinem Steuerberater aufgefallen, doch der hat mich darüber informiert, dass Sie seit über fünf Monaten die fällige Miete nicht mehr gezahlt haben. Ich habe in den letzten 90 Tagen mehrfach Sie und Ihren Ehemann Daniel angerufen, fast täglich, um genau zu sein. Aber Sie sind weder ans Telefon gegangen noch haben Sie meine Anrufe erwidert. Das Letzte, was mir Ihr Ehemann mitteilte, war, dass Sie eine neue Nummer hätten. Seither habe ich keinen von Ihnen erreichen können.«

»Meine Nummer geändert? Meine Nummer hat sich nicht geändert. Ich habe schon seit drei – nein, vier Jahren dieselbe Nummer.«

»Ihr Mann hat mir gesagt, dass Sie Ihr Telefon verloren hätten. Ich erinnere mich so deutlich daran, weil mir meine Enkelin zeigen musste, wie ich Ihre alte Nummer von meinem Handy lösche und dafür die neue hinzufüge. Verdammt soll diese ganze Technik heutzutage sein. Ändert sich alles zu schnell für mich. Jedenfalls haben Sie auf der neuen Nummer nicht geantwortet und wie Sie wissen, wohne ich nicht in Ihrem Staat. Auf gar keinen Fall konnte ich es rechtfertigen, über vier Stunden zu fahren, nur um an Ihre Tür zu klopfen und nachzusehen, wie Sie sich in meinem Haus verstecken.«

*Das ist nicht dein Haus, du altes Miststück. Es ist meins.*

»Ich habe Quittungen, Nancy. Ich kann sie einscannen und Ihnen per Mail zuschicken.«

»Sie können mir eine Bildnachricht mit Ihrem Telefon schicken, nehme ich an?«

»Ja, das kann ich.«

»Dann können Sie das gern machen. Diese Quittungen würde ich gern sehen.«

»Dafür werde ich auflegen müssen.«

»Nun gut. Ich werde Sie zurückrufen, sobald ich die Bilder bekommen habe ... Obwohl ich mir sicher bin, dass es keine Quittungen gibt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sowohl mein Steuerberater als auch ich uns so furchtbar irren können.«

Belinda beendete das Gespräch und legte das Telefon auf den Tisch.

Sie stürmte hinaus in den Flur und ins Schlafzimmer, ließ sich neben dem Bett auf die Knie fallen. Sie zog

einen Reebok-Schuhkarton aus dem Zwischenraum unter dem Lattenrost hervor und nahm ihn mit in die Küche. Sie stellte den Karton auf den Tisch und ließ sich auf den Stuhl fallen. Vollkommen außer Atem sammelte sie sich zunächst wieder, mit tiefen Atemzügen, während sie den Deckel vom Schuhkarton hob und den Inhalt durchforstete.

Sie holte die Überweisungsquittungen für die Mieten der letzten sechs Monate heraus und ordnete sie auf der Tischplatte in einem Zwei-mal-drei-Muster an. Sie knipste ein Foto von allen sechs zusammen und dann jeweils eines von jeder einzelnen Quittung. Dann schickte sie alle sieben Fotos an Nancys Telefonnummer.

Einige Minuten später, die sich wie Stunden anfühlten, klingelte Belindas Telefon.

Sie meldete sich mit: »Sehen Sie, was ich meine?«

»Wollen Sie mich zum Narren halten, Mrs. Walsh?«

»Bitte was?«

»Das ist ganz offensichtlich nicht meine Unterschrift auf diesen Fälschungen, sodass ich bis ins Mark beleidigt bin. Guten Tag, Mrs. ...«

»Eine Sekunde bitte!«, kreischte Belinda beinahe. »Was meinen Sie damit, dass es nicht Ihre Unterschrift ist?«

»Genau das, was ich sagte. Es sind weder meine Unterschriften noch Quittungen aus meinem Quittungsbuch. Haben Sie nicht noch ältere Quittungen? Ich bin mir sicher, dass Sie sehen, was ich meine, wenn Sie sie vergleichen.«

»Kleinen Moment.« Belinda klemmte sich das Telefon zwischen Wange und Schulter und wühlte die älteren Quittungen heraus. Der Unterschied war sofort offenkundig. Belinda wurde das Herz schwer.

»Ich – gottverdammst noch mal –, ich *verstehe* es nicht.«

»Ach du je. Ach du meine Güte.« Nancys Stimme hatte sich abermals verändert. Nun war ihr Tonfall voll Mitgefühl und traurig. »Sie haben es wirklich nicht gewusst, nicht wahr.« Es war keine Frage.

Belinda war den Tränen nahe, aber sie konnte sie noch zurückhalten. »Ich weiß wirklich nicht, was zum Teufel hier vorgeht.«

»Ihr Mann hat Ihnen diese Quittungen gegeben?«

Belinda nickte, erkannte dann, dass Nancy sie nicht sehen konnte, oder hören, wie ihr der Kopf schwirrte, und sagte: »Ja. Ja, das hat er.«

»Oh, Sie armer Mensch. Es tut mir so leid.«

Aber Belinda konnte in ihrem verwirrten Zustand noch immer nicht das gesamte Bild erfassen. Sie wusste, dass die Quittungen unterschiedlich waren. Sie wusste, dass sie wirklich das Haus räumen musste. Aber ihr Verstand hatte eine ganz entscheidende Information abgeblockt. Ihr Hirn weigerte sich, die bedrückendste Tatsache von allen zu erkennen. Denn diese Tatsache belegte, dass Belinda von jemandem betrogen worden war, den sie von ganzem Herzen liebte.

»Ich verstehe es nicht«, sagte Belinda, ihre Stimme ein mitleiderregendes Stöhnen.

»Das ist mir sehr unangenehm«, sagte Nancy. Es lag kein Humor in der Stimme der Frau. »Ihr *Mann*, meine Liebe. Ihr Ehemann hat Sie angelogen.«

Lei joggte jeden Tag, ohne Ausnahme. Zweieinhalb Meilen den Weinberg hinunter. Zweieinhalb wieder zurück. Fünf Meilen insgesamt. Sie könnte auch mehr



schaffen. Daran bestand kein Zweifel. Aber sie hatte sich auf fünf Meilen beschränkt, und zwar wegen The Dog Patch, dem nächsten Grundstück hinter dem Weinberg. Man konnte nie im Voraus sagen, ob einer der Hunde frei herumlief. Wenn sie das Risiko eingehen würde und einer der Hunde außerhalb des eingezäunten Geländes wäre, würde ihr Rückweg nicht mehr so gemächlich ausfallen.

The Dog Patch, das Hunderevier, war kein Spitzname, den sich Lei ausgedacht hatte. Es hieß tatsächlich The Dog Patch. Und um die Wahrheit zu sagen, es war kein Massenzuchtbetrieb für Hunde im traditionellen Sinne. Die Hunde waren wohlgenährt und gepflegt, aber ihrer ehrlichen Meinung nach lebte eine beschissene Hundertschaft von Kötern innerhalb des umzäunten Geländes. Und die kleinen Scheißer büxten aus – nicht oft, aber es kam vor.

Sie zog sich ein blaues Tanktop aus Spandex an, Laufschuhe in Textmarker-Gelb und eine blau-weiß gefleckte Yogahose, die ihren Hintern fantastisch zur Geltung brachte. Ihre japanische Abstammung hatte sie vor einem großen Sitzmuskel bewahrt, aber Yogahosen brachten selbst den kleinsten Hintern in Form. Alles in allem war Lei gleichmäßig proportioniert, vielleicht sogar ein wenig zu mager für ihren Geschmack. Aber das war eben das Problem von Lei. Sie hielt sich selbst für einen Hungerhaken und war trotzdem süchtig nach Joggen. Der Höhepunkt, den sie verspürte, wenn ihre Füße auf den Asphalt hämmerten, wurde nur noch von Harrys Geschick im Schlafzimmer übertroffen. Je mehr sie lief, desto weniger wog sie. Aber es fühlte sich gut an. Wie ein Schuss Heroin. Wie das Nachglühen eines

intensiven Orgasmus. Sie konnte mit den Nebenwirkungen umgehen, solange sie ihre Droge behalten durfte.

Sie lief bis zum Ende der Einfahrt, wo sie auf der Stelle hüpfte, sich streckte und auflockerte. Mr. Clark – ihr Nachbar gegenüber – goss seine Hortensien. Er winkte ihr zu und sie winkte zurück. Der alte Mann war schon ein echter Greis. Sie fragte sich immer, wie er überhaupt noch allein zurechtkam. Gebückt und verhutzelt, wie er war, glich er eher etwas, das in eine Gruft gehörte und nicht unterwegs sein sollte, um seine Büsche zu bewässern. Aber irgendwie schaffte er noch alles, und dafür, fand Lei, schuldete sie ihm Respekt. Trotzdem machte sie sich manchmal Sorgen um ihren alten Nachbarn. Soweit sie wusste, lebte er alleine und bekam auch nur selten Besuch. Einmal im Monat kam ein blauer Minivan vorbei, mit Mittelklasse-Eltern und drei hyperaktiven Kindern. Alle Jubeljahre ein schwarzer BMW, aber davon abgesehen – niemand. Wenn er sich zwischen diesen Besuchen die Hüfte brechen würde, würde er sich wochenlang durch das Haus schleppen, bevor jemand nach ihm sehen kam.

Natürlich war das albern. Sie befanden sich mitten im Informationszeitalter. Mr. Clark besaß sicher ein Handy und ein Tablet, ebenso wie einen Laptop und einen Computer. Oder vielleicht auch nicht. Das konnte man heutzutage nie sagen. Aber jeder, den Lei kannte, war vernetzt, sei es, dass sie gerade erst aus dem Mutterleib gepresst worden waren, oder schon auf der ersten Stufe der Himmelsleiter.

*Stairway to Heaven.* Großartig, jetzt würde ihr den ganzen Tag Led Zeppelin durch den Kopf schwirren.

Mr. Clark wandte sich wieder seinen Hortensien zu

und Lei machte sich auf den Weg. Sie trabte hinunter zum Stoppschild am Ende der Straße. Dann wandte sie sich nach links. Ihr Trott wurde zu einem Laufen. Ihr Tempo nahm immer mehr zu, bis sie ihr Limit erreicht hatte. Ihr Herz gab Vollgas, spritzte Benzin in ihren Vergaser. Wäre sie von Medizintechnikern an ein EEG angeschlossen worden, hätten sie festgestellt, dass sich ihr Gehirn ungefähr im selben Zustand befand wie das einer Hypnotisierten.

Sie war sich kaum bewusst, wie ihre kleine, abgeschiedene Nachbarschaft hinter ihr zurückblieb. Ihre Runde führte sie über Waldwege tief in bewaldetes Gebiet. Bald schon war sie eine Meile von der nächsten Hilfe entfernt und erhöhte den Abstand mit jeder Sekunde. Das war in Ordnung so. Sie hatte ihr Handy dabei – an ihrem Bizeps festgeschnallt. Sie hielt sogar ihre Reizgasdose in der linken Hand. Alles in bester Ordnung.

Belinda brauchte Antworten. Sie rief ihren Mann auf dem Handy an. Beim vierten Klingeln nahm er ab.

»Hey, Baby«, sagte Dan mit unbekümmerter Stimme.

»Was zum Geier ist mit der Miete passiert?«

»Ach ja.« Dan behielt seinen jovialen Tonfall bei. Sie hätte ihn am liebsten durch die Leitung hindurch an der Gurgel gepackt und erwürgt. »Ja, sieh mal, was das angeht ...«

Belinda wartete. Sie beobachtete, wie die Digitaluhr an der Mikrowelle von 9:47 auf 9:48 Uhr umsprang. Nichts außer Stille in ihrem Ohr. Sie hatte ihm bereits zu viel Zeit gelassen. Er konnte keine Entschuldigung haben für das, was er ihnen angetan hatte.

*Ihr* angetan.

Aber sie wartete. Was auch immer Dan zu sagen hatte, sie wollte es hören. Unbewusst tippte sie im Rhythmus ihres Herzschlags mit dem Fuß.

Die Uhr an der Mikrowelle wechselte von 9:48 zu 9:49 Uhr.

Er hatte immer noch nichts gesagt.

»Dan, wirst du mir eine Antwort geben?«

Nichts. Belinda blickte auf den Bildschirm ihres Smartphones.

ANRUF BEENDET.

»Gottverdammte«, stöhnte sie. Wann hatte er aufgelegt? Egal. Sie drückte erneut auf Wählen und presste das Telefon einmal mehr an ihr Ohr.

Ihr Anruf ging direkt auf Dans Mailbox.

Obwohl es ein Dutzend Gründe geben konnte, warum ihr Anruf auf der Mailbox gelandet war – dass Dan im Auto saß und gerade keinen Empfang hatte; dass er vergessen hatte, sein Handy zu laden, und der Akku leer war; dass er gerade gleichzeitig versucht hatte, sie anzurufen, als sie ihn angerufen hatte –, wusste Belinda, dass es keiner von ihnen war.

Sie kannte die Wahrheit.

Der Anruf war nicht unterbrochen worden. Er war nicht außer Reichweite eines Sendemastes. Sein Akku war nicht tot. Sie spielten nicht Haschmich am Telefon.

Ihr Mann hatte einfach aufgelegt.

Und dann hatte er sein Handy ausgeschaltet.

Sie versuchte es ein weiteres Mal, aber erneut erklang die aufgekratzte Ansagestimme: »Sie haben die Nummer von Dan Walsh gewählt. Ich bin ein verlogener Sack Scheiße, dem man nicht trauen darf, und ich kann

gerade nicht ans Telefon gehen, weil ich ein gottverdammter Feigling bin, der seine Ehefrau betrogen hat. Hinterlassen Sie eine Nachricht nach dem Piepton.«

Okay, das war vielleicht nicht der exakte Wortlaut seines Ansagetextes, aber sie fand, dass er besser passte als sein tatsächlicher.

Belinda rief in seinem Büro an. Niemand ging ran. Nicht einmal seine Verwaltungsassistentin – Belinda fand, dass es ein dämlicher Titel war, aber weil er so dumm klang, nannte sie Melody Barker wenigstens nicht mehr eine Sekretärin, wie sie es früher zu mehr als einer Gelegenheit getan hatte. Melody hatte sie stets passiv-aggressiv korrigiert. »Wissen Sie, man nennt uns heutzutage Verwaltungsassistentinnen. Eine Sekretärin ist ein veraltetes Geschlechtsstereotyp, das eben meistens mit Frauen in Verbindung gebracht wird. Ich kann mich mit Verwaltungsassistentin am besten identifizieren. Damit klinge ich weniger wie die Sklavin eines Herrn und eher wie ein Partner in dieser Firma.«

Belinda wollte gerade jetzt mehr als je zuvor Melody Barker mitteilen, dass sie sich verpissen soll.

Doch sie konnte Melody nicht sagen, dass sie sich verpissen soll, wenn die verdammte Schlampe nicht an das gottverdammte Scheißdreckstelefon ging.

*Beruhige dich. Beruhige dich. Beruhige dich ...*

Belinda wusste, warum Dan nicht ans Telefon ging, aber es gab keinen Grund, warum Melody nicht das Bürotelefon abnahm.

Sie fragte sich, ob das sich als Verwaltungsassistentin identifizierende Miststück auf der Toilette war und die ausgeleierte Vagina puderte.

*Beruhigedichberuhigedichberuhigedich...*

Und plötzlich erwachte flackernd das schlimmstmögliche Szenario auf ihrem geistigen Bildschirm zum Leben.

Dan sitzt in seinem Büro. Er geht ans Telefon. Die Stimme seiner Frau knistert laut genug aus dem Hörer, dass das Publikum ihre Frage hören kann: »*Was zum Geier ist mit der Miete passiert?*« Dan lächelt, sagt »Ja, sieh mal, was das angeht ...«. Er beendet den Anruf, lässt das Handy fallen, trampelt darauf herum, hebt seinen Towercomputer hoch, wirft ihn auf das Handy am Boden und dann springt er auf dem Haufen zerschmetterter Elektronik herum wie ein Kind auf einem Trampolin.

Melody kommt herein. Sie ist nackt. Sie spielt mit ihren Titten wie ein Pornostar. »Bereit abzugehen, Hengst?«, fragt sie und klingt dabei wie die Bumsi McBumsenstein, die sie wirklich ist.

»Yeah, Baby. Verschwinden wir!«

Arschloch und Hure springen in ein Trans Am Cabrio mit einem flammenden Vogel auf der Motorhaube. Sie fahren in den Sonnenuntergang, während KISS aus der Stereoanlage des Autos dröhnt. Denn nur Arschlöcher und Hurenböcke hören KISS, und Dan ist beides.

»Ich schwöre bei Gott, Dan, wenn du deinen Arsch mit deiner Sekretärin hast durchbrennen lassen, dann werde ich dir deine Eier herausreißen, dich verbrennen und in deine Asche scheißen.«

Sie gab Melody noch eine weitere Chance, nicht die Hure zu sein, als die Belinda sie sich vorstellte.

Diesmal ging Melody ran, ein bisschen außer Atem.

Es war sicher schwer, Luft zu holen mit einem Schwanz im Fressbrett.

»Walsh Immobilien. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Du kannst mir verdammt noch mal sagen, wo mein Mann steckt, Melody.«

»Bee?« Melody klang verwirrt, wahrscheinlich weil Belindas Tonfall sagte, dass man sie jetzt besser nicht verschaukeln sollte, und bisher hatte Melody Belinda immer nur süß und freundlich und überhaupt nicht gereizt erlebt.

»Du weißt verdammt genau, wer hier ist. Wo – zum Teufel – ist mein *Mann*?«

»Ich – ich weiß es nicht. Er war vor einer Minute noch hier. Ich bin zur Toilette geflitzt, und als ich wiederkam, war er nicht mehr in seinem Büro. Ist alles in Ordnung? Ist irgendetwas passiert?«

»Fickst du mit meinem Mann, Mel?«

»Tut mir leid – was?«

»*Fickst* du mit Dan? *Fickst* du mit meinem Ehemann?«

»Wovon redest du denn?«

»ANTWORTE MIR!«

»Bee, ich ... ich weiß überhaupt nicht, wovon du sprichst.«

»Komm mir jetzt nicht, Scheiße noch mal, mit ›Bee‹, du gottverdammte Hure.«

Belinda hörte das Klicken, mit dem Melody auflegte. Sie drückte noch einmal auf Wählen, ohne ihr Handy von der Wange zu nehmen. Melody ging nicht ran. Belinda wusste, dass im Büro die Anrufer-ID angezeigt wurde, und sie bezweifelte, dass die Frau noch einmal rangehen würde, wenn sie wusste, wer die Anruferin war. Sie drückte auf Auflegen, ließ sich zurückfallen und schleuderte dann ihr Handy so fest gegen den Kühlschrank, wie sie nur konnte. Das Telefon zerbrach in tausend Stücke.

Teile landeten überall: im Spülbecken, auf dem Boden, auf ihren Hausschuhen.

Sie dachte sich, dass der Schaden dem augenblicklichen Zustand ihres Lebens gleichkam.

Bevor sie auch nur darüber nachgedacht hatte, was sie tat, hatte sie bereits ihre Schuhe angezogen und war aus der Tür hinaus, um sich mit langen Schritten ihrem Wagen in der Einfahrt zu nähern.

Sie riss die Wagentür auf und ließ sich in den Fahrersitz fallen. Sie warf den Motor an und knallte die Tür zu. Setzte in einem Nebel aus qualmendem Gummi zurück. Legte den Vorwärtsgang ein. Latschte aufs Gaspedal.

Der Rest ihrer Fahrt zu Dans Büro blieb verschwommen. Sie hätte ein Kleinkind auf dem Bürgersteig überfahren können und hätte es nicht gemerkt.

Das GESCHLOSSEN-Schild hing an der Glastür vom Maklerbüro Walsh. Melody hatte abgeschlossen. Wie beschissen nett von ihr.

Belinda stand vor der Tür, hämmerte mit ihren Fäusten gegen das Glas und schrie aus Leibeskräften, dass Melody sie hereinlassen solle. Was zum Teufel dachte sich diese Ehen zerstörende Nutte, sie nicht hereinzulassen? Belindas Name stand schließlich auch im Mietvertrag, um Himmels willen. Sie hatte Dan dabei geholfen, dieses Geschäft von Anfang an aufzubauen. Ihr gehörte ein Teil von allem, was er besaß. Alles, was er besaß, gehörte *ihnen*. Nicht *ihm*. Definitiv nicht *Melody*.

Ein Teil von ihr wusste, dass Melody hierfür keine Schuld traf – dass ihr Ehemann diese Nummer allein abgezogen hatte. Aber ein größerer Teil von Belinda wollte das nicht hören. Sie wollte irgendetwas kaputt



machen. *Irgendjemanden*. Und wenn sie Dan nicht finden konnte, musste eben Melody herhalten.

Keuchend wie ein Hund bei 38 Grad fuhr sie von der Tür herum und stürmte um die Ecke des Gebäudes. Melodys Kia war nicht da. Belinda sagte sich, dass sie das vielleicht zuerst hätte überprüfen sollen, bevor sie sich ihre Hände an der Vordertür grün und blau schlug.

Fluchend kehrte Belinda zu ihrem Wagen zurück. Sie durchwühlte gute zwei Minuten den Müll in der Ablage und im Handschuhfach nach ihrem Handy, bevor ihr wieder einfiel, dass sie es gegen den Kühlschrank geworfen hatte.

Fuck.

Okay. Sie musste sich beruhigen. Sie musste runterkommen. Musste überlegen, was sie nun tun sollte. Sie hatte keine Idee, wohin Dan abgehauen sein könnte. Er konnte überall sein, nach überallhin unterwegs sein. Der Scheißkerl könnte gerade dabei sein, das Land zu verlassen, soweit sie wusste. Aber dafür benötigte er Geld.

Die Bank. Er würde zur Bank gehen. Er würde auch die Kreditkarten brauchen.

Wenn sie ihr Handy hätte, könnte sie anrufen und die Visa- und Discover-Karten als gestohlen melden.

Fuck.

Belinda starrte durch die Windschutzscheibe auf die Ladenfront des Maklerbüros Walsh. Drinnen gab es ein Telefon. Sie konnte die Bank und die Kartengesellschaften mit dem Telefon anrufen. Ja. Warum nicht?

Belinda ließ sich auf den Fahrersitz fallen, zog ihre Handtasche aus der Konsole und legte sie auf ihren Schoß. Sie wühlte darin herum, konnte den Büroschlüssel aber nicht finden. Hatte ihr der raffinierte Dreckskerl

den auch gestohlen? Und wenn er das getan hatte – warum? Welchen möglichen Grund könnte er gehabt haben, sie nicht in seinem Büro haben zu wollen? Je mehr sie darüber nachdachte, desto deutlicher entsann sie sich, den Schlüssel zu Hause oben auf den Kühl-schrank gelegt zu haben. Warum? Einmal mehr hatte sie keine Idee. Vielleicht würde es ihr noch einfallen. Vielleicht auch nicht.

Frustriert warf sie ihre Handtasche auf den Beifahrersitz.

Sie griff in den Fußbereich und öffnete den Kofferraum. Anschließend stieg sie aus, ging um den Wagen und nahm sich das Multi-Werkzeug aus seinem Versteck im Fach des Ersatzreifens.

Dann machte sie sich daran, die beschissene Glastür einzuschlagen.

Das Maklerbüro Walsh war ein freistehendes Gebäude an einer belebten Straße mitten in Bay's End, Ohio. Wenn man von vorn auf das Gebäude sah, befand sich rechts eine münzbetriebene Autowaschanlage und links eine Tierarztpraxis. Vor dem Veterinär parkte ein Auto, aber in der Waschanlage war niemand. Im Freien war keine Menschenseele zu sehen.

Obwohl der Verkehr fleißig vorbeierollte, hielt niemand an, um zu sehen, warum die verrückte Lady mit dem Reifenwerkzeug versuchte, in ein Immobilienbüro einzubrechen.

Als sie ein ausreichend großes Loch in der Scheibe hatte, trat Belinda mit dem Fuß das Glas weiter nach innen. Als sie schließlich drinnen war, schnappte sie sich das Telefon auf Melodys Schreibtisch, um den Kundenservice von Visa anzurufen.

Sie musste gar nicht erst mit jemandem sprechen. Das verfügbare Guthaben auf der Karte betrug neun Dollar.

Als Nächstes probierte sie die Discover-Karte.

Verfügbares Guthaben: 14,69 Dollar.

Beide Karten hatten ein Limit von 10.000 Dollar.

Beide Karten waren fast leer.

Sie rief ihre lokale Bankfiliale an. Die nette Dame am Telefon informierte Mrs. Walsh darüber, dass ihr Kontostand 50 Dollar betrug, aber dieser Betrag durfte nicht abgehoben werden, damit das Sparkonto verfügbar blieb. Das Girokonto hingegen war gerade heute Morgen erst leer geräumt worden.

Die nette Dame am Telefon hatte großes Verständnis für Belindas Not, aber es gab nichts, was sie wegen des fehlenden Geldes unternehmen konnte. Als Belinda der Frau erklärte, dass auf ihrem Sparkonto über 40.000 Dollar und weitere 9000 Dollar auf ihrem Girokonto gewesen waren, sprach ihr die nette Dame ihr tiefstes Mitgefühl aus.

Bevor sie auflegte, senkte die Dame ihre Stimme und sagte: »Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen kann. Aber wenn das mein Ehemann wäre, und ich würde ihn finden, dann würde ich ihm seine Hoden mit einer Heckenschere abschneiden.«

Belinda dachte, dass sie, würde sich die Gelegenheit ergeben, dem Rat der Dame folgen würde.

Im Gegensatz zu ihrem Mann Harry hatte Lei noch nie ein Problem mit Allergien gehabt. Sie konnte sich glücklich schätzen, denn wie jeden Morgen bei ihrer Runde wehte ihr der Duft von Flieder und Jasmin entgegen. Ihre

Atemzüge waren tief und gleichmäßig, während sie die duftenden Aromen der lokalen Flora einsog. Ein Kaninchen flitzte vom Straßenrand aus durch das hohe Gras und verschwand zwischen den Bäumen. Es war auch nicht außergewöhnlich, einen Hirsch auf ihrer Laufstrecke zu sehen, allerdings war jetzt nicht die richtige Saison dafür.

Ein alter blauer Ford Pick-up kam rumpelnd auf sie zu. Lei machte einen Schritt zur Seite, von der Straße ins Gras. Der Fahrer schwenkte auf die Gegenfahrbahn, um ihr Platz zu machen. Der Junge vom Land, mit Camouflage-Hut und Muskelshirt, hob einen Finger zum Gruß vom Lenkrad. Lei lächelte und winkte. So weit draußen gab es kaum Verkehr, aber gelegentlich sah sie dennoch ein Fahrzeug. Wenn sie Autofahrer traf, erkannte Lei sie gewöhnlich. Was das anging, so wusste sie, dass der Fahrer des blauen Ford ihr früher schon begegnet war. Sie nahm an, dass er hier draußen lebte. Lei lief weiter die Straße entlang, die etwa eine Meile schnurgerade verlief, bis die nächste Kurve kam. Hinter der Kurve hatte sie schon fast den Weinberg erreicht, der allerdings nicht wirklich ein Weinberg war. Es war nur ein Grundstück, das von Weinranken überwuchert war. Das Gelände erinnerte sie an Scott Smiths Roman *Dickicht*, wo die Menschen von Pflanzen gefressen wurden.

Dem Mann, der das vernachlässigte Grundstück besaß, gehörte auch der örtliche Eisenwarenladen. Ein dunkles, staubiges Gebäude, das Lei eine Heidenangst einflößte, wenn sie es betrat, um Dünger und Blumenerde für die Gartenarbeit zu kaufen. Sie weigerte sich, zu Walmart zu gehen – ein unheiliger Ort,

an dem beschissene Menschen beschissene Produkte von beschissenen Menschen kauften, geführt von noch beschisseneren menschlichen Wesen. Ein Ort des menschlichen Leidens, eine hasserfüllte Schlange, die sich selbst verzehrte. Der örtliche Eisenwarenhändler war die einzig mögliche Alternative zu der Filiale der Handelskette. Sie konnte auch eine Stunde bis zur nächsten größeren Stadt fahren und dort einen Lowe's oder Home Depot aufsuchen, aber hier ging es um Muttererde und verarbeitete Kuhfladen, nicht um lebenserhaltende Medizinprodukte – also, Panikattacke hin oder her, kaufte sie bei dem Besitzer des Weinbergs ein.

Irgendwann würde sie ihren eigenen Komposthaufen anlegen, und dann konnte sie vor ihren umweltbewussten Freunden damit angeben, dass sie ihre CO<sub>2</sub>-Bilanz mit jedem Pappkarton und jeder Orangenschale verbesserte. Das war jedoch noch Zukunftsmusik.

Lei bemerkte, dass sich ein schwarzer Schnürsenkel an ihren neongelben Turnschuhen gelöst hatte. Der am linken Fuß. Sie wollte keinen Schwung verlieren, nur um sich die Schuhe wieder zu binden, sie wollte aber auch nicht stolpern und kopfüber in das dornige Gestrüpp am Straßenrand fallen. Japsend und schnaufend machte sie halt. Sie ließ sich auf ein Knie hinunter, zog die Schnürsenkel stramm und schlang sie herum, dann machte sie Kaninchenohren, so wie ihr es ihr Daddy vor langer, langer Zeit gezeigt hatte.

Sie hörte den Wagen näher kommen und hüpfte zur Seite. Anschließend zog sie die Schnürsenkel fest.

Der Lärm des nahenden Autos wurde lauter und Lei erwartete, dass es vorbeifuhr.

Es fuhr nicht vorbei.



[edwardlorn.wordpress.com](http://edwardlorn.wordpress.com)

EDWARD LORN lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Alabama. Er ist ein besessener Leser und schreibt seit seinem sechsten Lebensjahr, inzwischen hauptberuflich.

Infos, Leseprobe & eBook:  
[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)